

BULLETIN 2001 - 1



Inhaltsverzeichnis :

- Ehemaliger Polizeibeamter berichtet 2
- Die Geiseln von Ettelbrück 18

Ehemaliger Polizeibeamter berichtet über seine Erlebnisse während
der deutschen Besatzungszeit sowie über die spätere Fahndung
und Verhaftung von Kriegsverbrechern

Paul Rippinger

Fortsetzung

Wie bereits in der GREG-Broschüre 2/2000 angedeutet, bestand die erste Amtshandlung von Paul Rippinger darin, die genauen Umstände zu erforschen, welche zum Tode von Even Arnold, einem ehemaligen Angehörigen der Freiwilligen-Kompanie, geführt hatten.

Über das Resultat seiner Ermittlungen lassen wir ihn selbst berichten:

Anfang November 1945 begab ich mich nach Düsseldorf, um meine Untersuchung im Hinblick auf den Verbleib von Even Arnold einzuleiten.

Bevor ich meine Aufgabe übernahm hatte mir der damalige Justizminister, Victor Bodson, eine besondere Vollmacht (ordre de mission) ausgestellt, die mich berechtigte in der britischen Besatzungszone zu recherchieren.

Zuvor hatte ich mich allerdings mit der für den Raum Düsseldorf zuständigen Militärbehörde in Verbindung zu setzen.

Die Engländer behandelten mich sehr zuvorkommend, und mir wurde jede Unterstützung zugesagt.

Wie bereits dargetan, hatte ich Even Arnold, im Polizeigefängnis in Düsseldorf kennengelernt, als wir sozusagen Zellennachbarn waren.

Even hatte mich über seine Tätigkeit ins Bild gesetzt, so dass ich die Umstände kannte, welche zu seiner Verhaftung geführt hatten.

Indem es sich bei dem Polizeigefängnis Düsseldorf um denjenigen Ort handelte, wo ich Even zum letzten Mal gesehen hatte, war für mich klar, dass ich meine Untersuchung dort zu beginnen hätte.

Demgemäß begab ich mich ins ehemalige Gefängnis, wo ich jedoch keine schriftlichen Unterlagen mehr vorfand, welche für meine Recherchen von Bedeutung gewesen wären. Wie ich später erfuhr, hatte man vor der Ankunft der alliierten Truppen, auf höheren Befehl sämtliche Gefängnisakten vernichtet.

Im Zuge meiner weiteren Nachforschungen konnte ich fast alle Personen ermitteln, welche vor seinem Tode mit Even Arnold in Verbindung gekommen waren.

Aufgrund dieser Aussagen, ließ sich das Geschehen um seine Person, wie folgt rekonstruieren.

Die ermittelten und von mir vernommenen Männer sagten folgendes aus:

1.- Sturm Karl, ehemaliger Oberleutnant der Schutzpolizei:

« Ich war Gefängnisvorsteher im Düsseldorfer SS- und Polizeigefängnis, zu der Zeit, als Even Arnold dort untergebracht war. Even war zum Tode verurteilt. Am 12. November 1944 erhielt ich durch das SS- und Polizeigericht Düsseldorf-Oberkassel die fernmündliche Nachricht, dem Even mitzuteilen, dass sein Gnadengesuch verworfen worden sei. Ich muss bemerken, dass ich von einem Gnadengesuch keine Kenntnis hatte, da solche direkt an die SS- und Polizeigerichte gerichtet wurden. Später, als das Gnadengesuch im Laufen war, wurde ich über Even befragt, doch war diese Auskunft ohne Bedeutung. Ich entsinne mich, Even damals gut beleumundet zu haben. Dies konnte ich umso mehr, da er bei mir als Hausarbeiter beschäftigt war.

Nachdem ich Even die Nachricht von der Ablehnung seines Gnadengesuches überbracht und ihm mitgeteilt hatte, dass das Urteil an ihm nun vollstreckt werden würde, benachrichtigte ich den katholischen Pfarrer Büchler von der Sankt-Martinskirche und bat ihn, dem Even den letzten Beistand zu geben.

Am 13. November 1944, um 4 Uhr morgens wurde Even durch die Gefängniswache geweckt und zu mir in das Vernehmungszimmer des Gefängnisses gebracht. Es war meine Aufgabe, dem Even jetzt mitzuteilen, dass die Zeit der Vollstreckung des Todesurteils gekommen sei. Auf meine Frage, ob er noch besondere Wünsche habe, entgegnete Even, er möchte noch einen letzten Brief an seine Eltern und einen solchen an seine Braut schreiben, ein Wunsch, der ihm erfüllt worden ist. Inzwischen war der Pfarrer Büchler eingetroffen, der Even die letzte Beichte abnahm. Etwa während einer Stunde unterhielt der Pfarrer sich mit Even. Dann fuhr der Gefängniswagen vor. Nachdem Even das ihm vorgehaltene Kreuzifix geküßt hatte, wurde er gefesselt und musste den Todeswagen besteigen. Ein Meister der Schutzpolizei namens Heinen fuhr den Wagen zum Exekutionsplatz, Schießplatz 6, Golzheimer Haide. Ich selbst fuhr ebenfalls mit. Als wir ankamen, war das Exekutionskommando, bestehend aus einem Offizier und 10 Mann des Polizeibataillons VI/3, bereits angetreten. Anwesend waren noch der SS-Richter und Hauptsturmführer Knigge, SS- Richter und Hauptsturmführer Siepenhoven und der damalige Gefängnisarzt, Dr. Wolfrum. Even wurde durch den Meister der Schutzpolizei Heinen an den Hinrichtungspfahl gebunden. Nachdem der SS-Richter Knigge dann das Todesurteil vorgelesen hatte, erfolgte die Erschießung. Es war bei Tagesanbruch. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, ob Even einen Gnadenschuss erhalten hat. Nachdem der benannte Arzt den Tod festgestellt hatte, wurde die Leiche freigegeben. Sie wurde in einen Holzarg gebettet und durch das Beerdigungsinstitut Schietzke aus Düsseldorf, nach dem Nordfriedhof verbracht. Even ist tapfer gestorben und hat das Verbinden der Augen abgelehnt. Die beiden Briefe, die Even vor seiner Hinrichtung geschrieben hatte, habe ich auf dem Exekutionsplatz an den SS-Richter Knigge abgegeben. Sofort nach meiner Rückkehr nach dem Gefängnis, ließ ich alle dem Even gehörenden Effekten verpacken und nach dem SS-Gericht in Oberkassel versenden. Was mit diesen Sachen geschehen ist, weiß ich nicht. Sonderbar war es, dass Even, nachdem er zum Tode verurteilt worden war, durch den Polizeiarzt untersucht und als kriegsverwendungsfähig bezeichnet worden ist. Dies geschah in der Regel nur bei solchen zum Tode Verurteilten, die begnadigt worden waren; denn falls die Vollstreckung des Todesurteils in Aussicht stand, hätte es ja keinen Zweck gehabt, die Kriegs- resp. Wehrmachtsverwendungsfähigkeit festzustellen. Wie dies bei Even lag, weiß ich nicht. Dies sind alle Angaben, die ich in Sachen Even zu machen vermag. Kurz vor dem Einmarsch der alliierten Truppen sind die Akten wegtransportiert worden. Wie angegeben worden ist, sollen sie in der Elbe versenkt worden sein. Ich vermag jedoch keine näheren Angaben hierüber zu machen. »

2.-Heinen Josef, Meister der Schutzpolizei:

« Als Fahrer des Gefängniswagens hatte ich den Befehl, Even zum Exekutionsplatz zu fahren. Bevor er in den Wagen einstieg, habe ich ihn gefesselt. Wie ich bei meiner Ankunft im Gefängnis feststellte, wurde Even durch Pfarrer Büchler betreut. Auf dem Exekutionsplatz eingetroffen, führte ich Even zum Hinrichtungspfahl. Zwei eigens dazu bestimmte Männer banden ihn fest. Anwesend waren die SS- Richter Knigge und Siepenhoven. Even trug einen dunklen Anzug. Ich kann nicht mehr sagen, wer das Exekutionskommando führte. Auch weiß ich nicht mehr, ob Even einen Gnadenschuss erhielt. »

3.-Gesell Heinrich, Oberleutnant der Schutzpolizei:

« Durch die Besatzungsbehörde wurde ich aus politischen Gründen aus der Polizei entlassen. Ich war früher Bataillonskommandeur.

Im November 1944 erhielt ich vom Kommando der Schutzpolizei in Düsseldorf den Befehl, ein Erschießungspeloton zu stellen. Diesen Befehl gab ich an den Oberleutnant der Schutzpolizei Vogel weiter und beauftragte ihn, das Kommando zu führen.

Ich selbst fuhr aus reinem Vorwitz zum Hinrichtungsplatz, um der Exekution beizuwohnen. Even, um den es sich ja gehandelt hat, ist tapfer gestorben. Wie die anwesenden SS-Männer mir sagten, soll er wegen Spionage und Desertion zum Tode verurteilt worden sein. »

4.-Vogel Walter, Oberleutnant der Schutzpolizei:

« Es ist richtig, dass ich von Gesell den Befehl erhielt, die Erschießung des Even durchzuführen. Ich habe den Befehl nicht abgelehnt. Das Hinrichtungspeloton bestand aus 8 Mann. Ich selbst habe das Kommando geführt. Even war sofort tot. Zugwachtmeister Mergen hat ihm den Gnadenschuss gegeben. Wie mir Gesell sagte, soll Even wegen Spionage und Desertion verurteilt und hingerichtet worden sein. Nach der Erschießung war meine Mission erfüllt. Ich kehrte mit meinen Leuten in die Kaserne zurück. Um den Leichnam habe ich mich nicht gekümmert. »

5.-Mergen Willy, Revieroberwachtmeister der Schutzpolizei:

« Auf Befehl habe ich an der Erschießung teilgenommen. Das Kommando führte Vogel. Ich und mein Kamerad Schnitzler Christian hatten den Befehl, Even vom Auto weg nach dem Hinrichtungsplatz zu bringen und ihn dort festzubinden. Even hat die Augenbinde abgelehnt. Weiter war ich beauftragt, ihm nötigenfalls den Fangschuss zu geben. Nachdem der Arzt seine Untersuchung beendet hatte, sagte er, Even sei zwar tot, doch müsste er noch einen Fangschuss erhalten. Auf Befehl feuerte ich einen Schuss in die linke Halsseite. Vorher war Even ins Herz getroffen worden und blutete stark. Daraufhin banden wir den Toten vom Pfahl los und unsere Mission war erfüllt. Zwei Leute des Beerdigungsinstitutes Schwietzke sargten den Leichnam ein. Even trug einen dunkelblauen Anzug. Ich war nie Mitglied einer Naziorganisation. »

6.-Wolfrum Oskar, ehemaliger Oberarzt der Polizei:

« Als Polizeiarzt wurde mir seinerzeit befohlen, der Hinrichtung des Even in Düsseldorf beizuwohnen. Ich stand hinter dem Erschießungskommando. Nach der Schussabgabe untersuchte ich Even, der ins Herz getroffen war. Da noch Lebenszeichen vorhanden waren, ordnete ich einen Gnadenschuss an. Auch ohne Gnadenschuss wäre der Tod eingetreten, da vor Abgabe des Gnadenschusses der Pulsschlag aufgehört hatte. Auf meine Anordnung hin, wurde dem Hingerichteten der Gnadenschuss in die linke Halsseite gegeben. Die Firma Schwietzke hat die Leiche weggeschafft ».

Nachforschungen, zwecks Auffindung des Getöteten wurden im Beisein der vorgenannten Personen auf dem Friedhof in Düsseldorf angestellt. Diese Nachforschungen ergaben, dass der Leichnam von Even Arnold am 13. November 1944, gegen 10 Uhr morgens, durch das Beerdigungsinstitut Schwietzke dort abgeliefert wurde. Im Friedhofsregister war der Tote unter Nummer 59 780, namenlos eingetragen. Vermerkt war lediglich, dass der Leichnam vom Schießstand herkam. Da an diesem 13. November kein anderer Leichnam eingetragen war, konnte es sich mithin nur um Even Arnold handeln. Auf meine Anweisung hin, wurde das Grab durch die Friedhofsverwaltung freigelegt und der Sarg geöffnet. Bei der Exhumierung war der ehemalige Polizeiarzt, Dr. Wolfrum, zugegen.

Außerdem der Vorsteher der Gefängnisverwaltung, Oberleutnant Naujokat, Stadtbauamtmann Friederick und die gleichen Totengräber, die Even am 13. November 1944 beerdigt hatten.

Der Tote war noch mit einem dunklen Anzug bekleidet, trug außerdem noch einen dunklen Pullover, hohe Schnürschuhe, eine weiße Unterhose und ein gestreiftes Hemd. Am Kleinfinger der linken Hand trug er einen Ring mit den Initialen G.S. Dieser Ring wurde von dem Leichnam entfernt.

Eine goldene Zahnbrücke, am linken Oberkiefer, wurde ebenfalls entfernt. Diese Gegenstände wurden den Eltern von Even zurückerstattet.

Ich gab der Friedhofsverwaltung Anweisung, das Grab wieder zuzulegen und die Grabstätte ordentlich zu pflegen. Ein Kreuz, mit der Aufschrift « Even Arnold, né le 9.9.1919 à Bertrange-Luxembourg, mort pour la patrie le 13.11.1944 à Düsseldorf » wurde aufgestellt. Am Holzkreuz wurde die luxemburgische Trikolore angebracht. Die Grabstätte wurde würdig hergerichtet und der Friedhofsverwaltung zum besonderen Schutz anempfohlen, mit dem Hinweis, dass der Leichnam später nach Luxemburg überführt würde. Arzt Dr. Wolfrum hat die Leiche von Even mit Bestimmtheit wiedererkannt. Die Einschussstellen an der linken Brustseite waren noch deutlich zu erkennen.

Anfang September 1943 war Even Arnold mit einigen Kameraden der Freiwilligen-Kompanie von ihrem damaligen Standort Duisburg geflüchtet. Einige von ihnen, darunter auch Even Arnold, fanden vorerst Unterschlupf im Hause von Kips Victor in Mertzig. Dort gelang ihnen nochmals die Flucht, nachdem das Haus Kips am 21. November 1943 von Gestapo und Polizei umstellt worden war. Bei dieser Aktion setzten sich die Refraktäre im Hause Kips zur Wehr. Es kam zu einer Schießerei, wobei wenigstens ein Deutscher verletzt wurde.

Even fand wenig später Aufnahme in einer belgischen Widerstandsbewegung, der ebenfalls eine Anzahl von Luxemburgern angehörte. Ein unter dem Decknamen „ Monsieur Pierre “ bekannter Luxemburger, der einen Chef-Posten in dieser Organisation bekleidete, gab Even Ende 1943 den Befehl, nach Luxemburg zu reisen, um einem luxemburgischen Offizier, dem späteren Colonel Ginter den Auftrag zu übermitteln, den Befehl über die „ Maquis “ zu übernehmen. Herr Ginter lehnte jedoch ab, da er vor diesem „ Monsieur Pierre “ gewarnt worden war. Even, welcher mit diesem ablehnenden Bescheid nach Brüssel zurückkehren sollte, wurde bei Oberbesslingen von der Gestapo erwartet und verhaftet. Da der Rückweg ihm von „ Monsieur Pierre “ ausführlich bezeichnet worden war, besteht wohl kein Zweifel, dass es sich bei diesem Mann um einen Doppelagenten handelte.

Herr Ginter wurde Anfang 1944 ebenfalls verhaftet.

Even wurde nach seiner Verhaftung zuerst nach Hinzert gebracht und später im Polizeigefängnis in Düsseldorf inhaftiert, wo ihm dann auch vor dem dortigen SS-Sondergericht der Prozess gemacht wurde. Wie meine Untersuchung erbrachte, führte ein SS-Richter namens von der Lippe den Vorsitz. Beigeordnet waren die beiden SS-Richter Knigge und Siepenhoven, welche später ebenfalls bei der Hinrichtung von Even Arnold zugegen waren. Von der Lippe soll die Todesstrafe beantragt haben.

Nachdem ich meine Untersuchung in Sachen Even beendet hatte, verfasste ich einen schriftlichen Bericht, den ich meinem Auftraggeber, Justizminister Bodson, zukommen ließ.

Einige Zeit später wurde ich von ihm kontaktiert, er lobte meine Arbeit in Sachen Even Arnold und machte mir den Vorschlag, meine Tätigkeit für einige Zeit auf die Fahndung nach Leuten zu konzentrieren, welche sich während der Nazizeit hier in

Luxemburg verschiedener Verbrechen schuldig gemacht hätten, für die man sie zur Rechenschaft ziehen würde. Nachdem ich dem Minister nach kurzer Überlegung meine Mitarbeit zugesagt hatte, gab er mir Anweisung, für diese Mission möchte ich mir selbst einen Partner aussuchen.

Meine Wahl fiel auf meinen früheren Vorgesetzten, Bernard Michel, den ich vor dem Kriege, während meiner Tätigkeit in der Abteilung « Lebensmittelkontrolle » als aufrechten und kompetenten Beamten kennen und schätzen gelernt hatte.

Bernard Michel war zu diesem Zeitpunkt Oberpolizeibrigadier beim hauptstädtischen Kommissariat.

Nachdem ich ihm den Vorschlag des Ministers unterbreitet hatte, erklärte er sich nach einer kurzen Bedenkzeit damit einverstanden, mit mir in dem gewünschten Sinne zusammenzuarbeiten.

Bernard Michel wurde am 7. August 1892 in Bigonville geboren. Bereits im Jahre 1916 war er zur Polizei gekommen, so dass er abgesehen von seinen bereits erwähnten Qualitäten, ein Mann mit einer großen dienstlichen Erfahrung war.

Bevor uns die benötigten Papiere, zwecks Aufnahme unserer Arbeit zugestellt wurden, musste jeder von uns seinen Lebenslauf schriftlich niederlegen, damit unsere Zuverlässigkeit und Befähigung geprüft werden konnten. Als Chef unserer Organisation, der noch andere Beamten angehörten, wurde Herr Charles Léon Hammes bestimmt, welcher damals einen gehobenen Posten in der Magistratur bekleidete. Für die Dauer unserer Mission bekamen alle einen militärischen Grad; Herr Hammes Major, Bernard Michel, Oberleutnant und ich selbst durfte den Titel eines Titularleutnants tragen.

Über seine Tätigkeit während der Besatzungszeit, lasse ich Michel Bernard das Wort:

« Am 10. Mai 1940, gegen 1 Uhr nachts, wurde ich zu Hause angerufen und über Telefon wurde ich aufgefordert, sofort zu meiner Dienststelle zu kommen, da erhöhte Gefahr bestehe. Sofort begab ich mich zur Polizeidirektion, wo Herr Direktor Weis bereits anwesend war. Bei der anschließenden Besprechung ging es um ein Gerücht, demzufolge die in Luxemburg ansässigen Deutschenfreunde und unsere luxemburgischen Nazis versuchen würden, das Postamt und andere öffentliche Gebäude im Handstreich zu besetzen. Der Herr Polizeidirektor gab uns Anweisung, sich allen derartigen Vorgängen, wenn nötig, mit der Schusswaffe zu widersetzen. Spezialpatrouillen wurden ausgesandt, um die visierten Gebäude zu überwachen, doch ereigneten sich keine Zwischenfälle in dem befürchteten Sinne. Andere Patrouillen hatten die Aufgabe, festzustellen, ob bereits verschiedene bekannte Nazis, luxemburgischer Nationalität, zu Hause wären. Diese Nachforschungen ergaben, dass verschiedene dieser deutschfreundlichen Bürger abwesend waren. Ich entsinne mich besonders eines Namens, und zwar dem eines gewissen Colling, der beim städtischen Bauamt beschäftigt war. Bereits am Abend des 9. Mai, war Colling mit einem Motorrad weggefahren und bis zur Feststellungszeit nicht zurückgekehrt. Am Morgen stellte sich heraus, dass diese Leute sich an die deutsch-luxemburgische Grenze begeben hatten, um beim Einmarsch ihrer Brüder, erste Hilfe zu leisten oder Vorbereitungen zu treffen. Bereits gegen 7 Uhr morgens langten die ersten Truppen der Wehrmacht in der Hauptstadt an. Von den Einwohnern wurden sie mit hassgefüllten Augen verfolgt. Die Besetzung unseres Landes war Tatsache geworden. Schon sehr bald begannen die Requisitionen von Autos, Pferden und anderem brauchbaren Transportmaterial. Für die prompte Erledigung dieser Requisitionen war der Bürgermeister, an den sie gestellt waren, verantwortlich. Kurze Zeit nachdem Luxemburg militärisch besetzt worden war, erfolgte die regelrechte Inbesitznahme des Landes durch die eigentlichen Nazis, d.h. eine Zivilverwaltung wurde eingesetzt.

Dass es sich bei all diesen Personen um waschechte Nazis handelte, brauche ich sicher nicht zu betonen.

Damit begann der eigentliche Leidensweg der Bevölkerung, mit Ausnahme für die luxemburgischen Nazis, die sogenannten Verräter, die jubelten und mit Sehnsucht diese Zeit erwartet hatten.

Ich habe mir später oft die Frage gestellt, wieso es kommen konnte, dass manche Luxemburger, darunter sogar einige, die der gehobenen Intelligenz angehörten, sofort gemeinsame Sache mit dem Feind machen konnten. Bei meinen Überlegungen bin ich zur festen Überzeugung gekommen, dass dies schon vorher eine abgemachte Sache war. Wenn man genau beobachtete konnte man feststellen, dass es in jeder Verwaltung, in jedem Betriebe, überall vereinzelt

Luxemburger gab, die sich den Nazis sozusagen verschrieben hatten. Diese Situation wäre nicht so schnell entstanden, wenn das Feld vorher nicht genau präpariert gewesen wäre. Für diese Leute gibt es auch nur eine einzige Bezeichnung, und zwar die der „ Landesverräter “. Nicht bloß, dass sie ihr Land dem Feind verkauft, sondern sie haben auch direkt oder indirekt mitgeholfen, ihre Mitbürger zu terrorisieren, zu quälen und sie dem größten Elend auszusetzen. Mit Hilfe dieser Leute kam es dann durch die Nazis sogleich zur Gründung der bekannten Volksdeutschen Bewegung, der VDB. Ein Hagel von Drohungen und Schikanen setzte ein, um den Eintritt in diese Organisation zu erzwingen. Alle Mittel waren dazu recht und die Nazis schreckten auch nicht vor den gemeinsten und verwerflichsten Mitteln zurück. Ihre Drohungen setzten sie auch restlos in die Tat um, wenn sie es für nötig hielten, denn sie schienen ihrer Sache äußerst sicher zu sein. Es hat sich also nicht um leere Drohungen gehandelt. Sie wären bestimmt auch nicht davor zurückgeschreckt, die gesamte Bevölkerung umzusiedeln, ja sogar zum Teil auszurotten.

Ein Fall wurde mir erzählt, der einem Luxemburger in Trier passiert ist. Er hatte dort eine Gastwirtschaft aufgesucht in welcher ein Nazi sich an seinen Tisch setzte. Nachdem der Deutsche festgestellt hatte, dass er es mit einem Luxemburger zu tun hätte, bemerkte er, die beste Lösung für die Luxemburger sei die, 200.000 einfach zu erschießen und die ganze Geschichte mit den Luxemburgern sei erledigt. Man sieht also, wessen Geistes Kind diese Leute waren. Auf die bekannte Art und Weise gelang es den Nazis auch, die ersten Luxemburger zum Eintritt in die VDB zu bewegen, womit der erste Schritt bereits überschritten war. Sie traten an die Verwaltungen heran und erzwangen unter Drohungen, vom jeweiligen Verwaltungschef, den gemeinsamen Eintritt in die VDB aller seiner Untergebenen. Sämtliche Beamten mussten dieser Aufforderung wohl oder übel nachkommen oder es war um sie geschehen. Dass es hier schwere Bedenken gab, die sich auf die Sicherheit der Familie, die Bewahrung von Hab und Gut, usw. bezogen, ist klar.

Unter diesen Umständen war auch ich gezwungen, dem Beispiel anderer zu folgen, was nur schweren Herzens geschah. Was ich noch weiter zu befürchten hatte, war die Tatsache, dass ich bei meinen deutschen Vorgesetzten von Anfang an als Deutschenhasser galt, worauf ich später noch zurückkommen werde. Am 1. August 1940 war die Polizei von den Naziherren übernommen worden. Als Polizeigewaltiger war der derzeitige Polizeipräsident Wetter aus Koblenz eingesetzt worden. Sämtliche Polizeibeamten, mit unserem Direktor Weis an der Spitze, mussten in Uniform auf dem Paradeplatz antreten, allwo die Nazis eine sogenannte Inspektion vornahmen. Es war eine ergreifend-traurige Szene, welche klar umriss, welchen seelischen Torturen wir demnächst ausgesetzt würden. So manchem Beamten, so auch mir, kamen hier die Tränen. Nach dieser Vorstellung mussten wir uns alle ins Hotel Staar begeben, wo wir Aufstellung im Speisesaal zu nehmen hatten. Das Hotel Staar war als Polizeidirektionsgebäude in Beschlag genommen worden.

Hier hielt der Nazidirektor Wetter nun eine Ansprache, die nur eine einzige Drohung und Beleidigung war. Anschließend wurden wir in die einzelnen Abteilungen eingewiesen. Ich wurde nach der Verwaltung dirigiert und ich wurde angewiesen, wie bisher, innerhalb der Preiskontrolle weiterzuarbeiten.

Eines Tages erschien dann ein 27jähriger Inspektor, namens Milke, der die Leitung der Preiskontrolle übernahm und dem ich nunmehr unterstand.. Dieser Milke war ein waschechter Nazi, ein richtiger « S..preiss ».Mir wurde eine Büroarbeit zugeteilt, die keineswegs meiner früheren Polizeistellung entsprach. Vom Oberpolizeibrigadier und Marktinspektor war ich zum einfachen Büroschreiber degradiert worden. Außerdem wurde mir keine zufriedenstellende Tätigkeit mehr anvertraut, so dass ich während meiner Dienstzeit nun noch Langeweile kannte.

Trotzdem zeigte ich nach außen hin keinerlei Missbehagen, und ich unternahm auch nichts, um eine andere Tätigkeit zu bekommen. Hier muss ich allerdings einflechten, dass ich einen schnelleren Verlauf des Krieges erwartet hatte; es ist allerdings anders gekommen. Es sollte fast fünf Jahre dauern, um die Nazis zu Boden zu zwingen. Täglich traf ich mit meinen Kameraden, besonders mit Holtz, Rippinger, P. Ney, Glesener und Delfel zusammen, und wir besprachen unsere missliche Lage. Den Rest der Zeit vertrieben wir uns mit allerlei Unfug, wenn die Luft rein war. Es war also eine passive Resistenz, die nicht einmal von den Nazis bemerkt wurde.

Mit Herrn Direktor Weis kam ich fast jeden Tag in Verbindung, d.h. ich suchte ihn in seinem Büro auf. Seine Situation war äußerst deprimierend, man ignorierte ihn und hielt ihn von allen dienstlichen Angelegenheiten fern. Mehr als einmal sah ich Tränen in seinen Augen. Nun, an unserer Situation war nichts zu ändern, unsere Unterdrücker hatten die Herrschaft und übten sie nach einem festgelegten Terrorplan, gewissenhaft aus. Obschon ihre ständigen Drohungen, wie Umsiedlung, KZ. usw. uns nicht weiter einschüchtern konnten, waren wir uns dennoch darüber im Klaren, dass es keine leeren Drohungen waren. Dies sollten wir später noch zur Genüge erfahren. Gegenüber meiner Person waren die Nazis besonders auf der Hut, eine Tatsache, die mir nicht entging, so dass ich entsprechende Vorkehrungen traf.

Meine Tochter, welche zum damaligen Zeitpunkt das Mädchenlyzeum besuchte, wurde eines Tages grundlos von der Schule entlassen. Ich hatte sogar Angst, dass man sie meiner Fürsorge entziehen könnte, so wie sie es bereits mit vielen anderen praktiziert hatten. Mir war klar, dass ich diese Situation durch mein respektloses Verhalten gegenüber den Nazis heraufbeschworen hatte. Es war ebenfalls um diese Zeit, als ich eine Vorladung zur Kreisleitung erhielt. Diese Dienststelle befand sich im Graben, im Hause Grünstein. Die schriftliche Vorladung war von einem Dr. Unger unterschrieben. Bei diesem handelte es sich ebenfalls um einen waschechten Nazi, der allgemein als „Luxemburger-Fresser“ galt. Ich begab mich also zu diesem Unger und sollte schon gleich erfahren, welches der Grund für meine Vorladung war. Es handelte sich um ein regelrechtes Verhör, bei dem es hauptsächlich um meine politische Einstellung ging. Der Mann hatte eine gut gefüllte Aktenmappe vor sich auf dem Schreibtisch liegen, worin er während meiner Befragung immer wieder einen Blick warf. Entweder hatte man wirklich eine Menge Material gegen mich zusammengetragen oder es handelte sich um eine Vortäuschung. Da ich aber nicht sicher war, beschloss ich, seine Fragen so gut ich konnte, zu beantworten. Dieser Unger bezeichnete mich als deutschfeindlich, und er warf mir vor, in Gaststätten in schamloser Weise über den Führer und das nationalsozialistische Deutschland hergefallen zu sein. Ich wagte den Einwand, dies wären lauter Unterstellungen, er müsse mir schon Zeugen nennen, andernfalls müsste ich seine Vorwürfe als Klatsch oder Verleumdung betrachten. Auf seinen umfangreichen Ordner deutend, erklärte er mir, Zeugen gäbe es zur Genüge und es handele sich in allen Fällen um glaubhafte Leute.

Er bezeichnete mich dann noch als Franzosenfreund und sprach sogar eine französische Auszeichnung an, die mir auch tatsächlich lange vor dem Krieg verliehen worden war. Mit der abschließenden Drohung, er werde die Sache weiterhin überprüfen, denn ich sei alles andere als gut angeschrieben, wurde ich schlussendlich entlassen.

Man kann sich ja vorstellen, dass ich mich nicht besonders wohl in meiner Haut fühlte; was hatte dieser Kreisleiter gegen mich vorliegen? Hatte er für seine Behauptungen Beweise oder hatte er keine, das war die Frage? Tatsache aber war, dass ich gehörig schwarzgemalt worden war, denn alles was mir vorgehalten wurde, war nur zu richtig. Wer war derjenige der mir so übel mitgespielt hatte? Ich sollte es nie erfahren.

Dass man mich genau überwachte, war mir klar, und ich beschloss, fürderhin besonders auf der Hut zu sein.

Ich begab mich wieder nach meiner Dienststelle und ließ alles seinen Lauf. Zu dieser Zeit war es ja Pflicht, das VDB-Abzeichen zu tragen, doch hatte ich mir noch immer kein solches beschafft. Ich versuchte mich immer wieder, durch alle möglichen Ausflüchte zu drücken, bis es schlussendlich nicht mehr anders ging und ich mir ein Abzeichen beschaffen musste. Wiederholt war ich wegen Nichttragens angezeigt worden, was mir jedesmal eine Ordnungsstrafe von 10 Reichsmark einbrachte, die an die VDB-Kasse zu zahlen waren. Von Kameraden wurde mir hinterbracht, dass sogar der Ortsgruppenleiter sich über mich aufgeregt hätte, indem er mich ohne das Abzeichen gesehen hätte. Angeblich hatte er mich einen üblen « Deutschfresser » genannt, der überaus raffiniert vorgehe. Etwa zur gleichen Zeit wurde ich eines Tages zur VDB-Dienststelle in die Oranienstrasse vorgeladen, allwo der Verräter W..... mich aufforderte ein Amt innerhalb dieser Vereinigung anzunehmen. Ich lehnte glatt ab, mit der Bemerkung, mein Gesundheitszustand würde mir eine zusätzliche Tätigkeit nicht erlauben. Ich konnte mich entfernen, ohne dass diese Sache noch einmal aufgegriffen wurde.

Einmal musste ich an einer Schulungsstunde teilnehmen, die der Polizeigewaltige Wetter abhielt. Ausnahmsweise war er diesmal in seinem Vortrag gemäßigt, gegenüber seinen früheren Auftritten. Ein anderes Mal musste ich ebenfalls einer Schulungsstunde beiwohnen, die der Nazi-Kreisleiter Müller aus Trier hielt. Dieser Mann erging sich derart in Drohungen und Beleidigungen gegen das luxemburgische Volk und unsere Fürstin, dass es nicht zum Aushalten war. Als ich mit meinem Freund Majerus diese traurige Vorstellung verließ, waren mir Leber und Galle angeschwollen und ich fühlte mich während Tagen richtig krank. Ich nahm mir fest vor, niemals wieder an einer solchen Schulungsstunde teilzunehmen, ganz gleich, was mit mir passieren würde. Eine Tages forderte der Abteilungsleiter Milke mich auf, den Beamten seiner Abteilung (Luxemburger und Deutsche) etwas über die Geschichte Luxemburgs zu erzählen. Ich fand diese Sache eigentlich nicht schlecht, d.h. es kam mir sehr gelegen die deutschen Beamten über unsere Landesgeschichte aufzuklären. Ich wählte für meinen Vortrag die Bücher von Prof. van Werweck und das Buch über die Festung Luxemburg. Es war dies gerade die Zeit, als die Deutschen vor Moskau standen. Wenn diese Tatsache bei mir auch etwas Unbehagen hervorrief, so war ich doch sicher, dass eine Eroberung Moskaus durch die Deutschen nicht erfolgen würde. Mein Vortrag endete für meine Zuhörer nicht nach ihrem Wunsch, denn meinen Ausführungen konnten sie entnehmen, dass die dauernden Behauptungen der Nazis, Luxemburg sei deutsches Land, nicht der Wirklichkeit entsprachen. Vielmehr konnten sie erfahren, dass sie zu unrecht in unser Land gekommen waren. Ich verwies dann noch auf die napoleonische Zeit und betonte, dass auch Napoleon sich fast ganz Europa und noch mehr unterwürfig gemacht habe, doch habe ihn vor Moskau sein endgültiges Schicksal ereilt.

Auch die Deutschen waren zur selben Zeit dabei, Moskau zu erobern. Die anwesenden Beamten hatten verstanden, worauf ich hinauswollte, ihre Gesichter waren blass und keiner ließ ein Wort verlauten. Man sah ihnen die Wut an, aber ich hatte ihnen nur erklärt, was in den Geschichtsbüchern über Luxemburg geschrieben stand. Ich wurde nie wieder zu einem Vortrag über die Geschichte Luxemburgs aufgefordert, denn mit diesem ersten Vortrag hatten sie genug und darauf war es mir ja auch angekommen.

In dienstlicher Hinsicht war ich noch immer unzufrieden, mir wurde keine nützliche Arbeit zugeteilt und so hockte ich in meinem Büro herum, ohne Arbeit und voller Ärger. Es war eine wissentliche moralische Geistestötung und das war auch der Zweck den unsere Unterdrücker anstrebten. Ab und zu bekam ich vom Abteilungsleiter Milke eine Preissache zu bearbeiten, d.h. es handelte sich um Anzeigen, die ich im Hinblick auf die gesetzliche Basis zu begutachten hatte. Das ungerechte und ungesetzliche Vorgehen dieses Milke ließ bei mir einen unbeschreiblichen Groll aufkommen und

jedesmal, wenn er mir eine Sache vorlegte, die nicht korrekt war, gab ich sie zurück, mit der Bemerkung, dass die gesetzliche Basis zu einer Strafverfolgung nicht gegeben sei und ich mich nicht zur Bearbeitung solcher Sachen hergäbe. Bei den Nazi-Beamten, welche die Anzeigen verfasst hatten, löste meine Haltung größte Unzufriedenheit aus, und zwar so, dass sich ein Beamter, Meister Pamp, eines Tages bemüßigt sah, mir zu bemerken, dass er sich nichts von einem Luxemburger sagen ließe, auch nicht, wenn dieser General wäre. So kam es regelmäßig zu Reibereien, indem ich die deutschen Beamten stets tadelte, wenn sie Strafen in Preissachen verhängten oder vorschlugen, die nach meinem Ermessen übertrieben und ungerecht waren. Dies führte dann schlussendlich dazu, dass ich von Milke von allen dienstlichen Handlungen ferngehalten wurde. Der junge Milke, der in die Wehrmacht gehörte, verstand es, sich lange Zeit an einer Einziehung zur Wehrmacht vorbeizudrücken. Wie ich herausfand stand er unter dem Schutz eines Ministerialdirektors namens Reinke aus Berlin. Seine Drückerei konnte nicht immer andauern und eines Tages musste er ab und wurde durch einen Beamten namens Schrön aus Köln, ersetzt. Dieser hatte es bereits zum Inspektor gebracht, obschon er vor seiner Übernahme in die Polizei den Beruf eines Gärtners ausübte.

Schrön war ein guter Parteimann, was die Beherrschung von Gesetzen und Verordnungen anbelangte, jedoch noch unfähiger als sein Vorgänger. Er hatte nur eine gute Eigenschaft, und zwar war er menschlicher, so dass man mit ihm reden konnte. Diesem Mann stand Strafbefugnis zu und er bekleidete in seiner Stellung das Amt eines Richters. Schnell hatte ich den Charakter dieses Mannes erkannt und richtete mich demnach ein. Dass er mit sich reden ließ, war eine erfreuliche Tatsache, und ich begann sogleich, ihn in meinem Sinne zu bearbeiten, noch ehe er von den anderen (deutschen) Beamten beeinflusst werden konnte. Unter Hinweis auf sein menschliches Empfinden, das ihm als Rheinländer ja wohl nie ganz abgegangen sei, machte ich ihn auf sein schwieriges Amt aufmerksam, und ich machte ihm klar, dass es sich um eine Gewissenssache handele, die in jedem Falle reiflicher Überlegung bedürfe. Schrön übergab mir dann auch einen großen Teil der Preisstrafsachen zur Bearbeitung, die ich ihm zur Festsetzung der Strafe wieder zurückreichen musste. Das Ganze lief über ein Korrespondenzbüro, so dass es unmöglich war, z.B. eine ganze Akte verschwinden zu lassen. Es war allerdings möglich, in einzelnen Fällen, belastende Belege herauszunehmen, wovon ich dann auch regelmäßig Gebrauch machte.

Ich muss hier einflechten, dass ich die deutsche Gesetzgebung und die Vorschriften, welche die Deutschen hier im Lande erließen, niemals als bestehend ansah. Ich betrachtete diese Vorschriften so, als würden sie überhaupt nicht existieren.

Auf diese Weise konnte ich in unzähligen Fällen auf die Festlegung der Strafe einwirken, womit ich vielen Luxemburgern zu einer weit geringeren Busse verhalf. Eines Tages kam Frau Bodemar, Pensionsinhaberin auf dem Paradeplatz zu mir ins Büro und beklagte sich über die deutschen Polizeimeister Klein und Laukien, welche sie wegen Preisüberschreitung angezeigt hätten, ohne dass eine Verfehlung ihrerseits vorliegen würde. Die beiden Beamten wären bei ihr in Kost und Logis gewesen, doch wären sie ausgezogen, nachdem sie, Frau Bodemar, deren Verhalten gegenüber ihrem Dienstmädchen, welche ebenfalls Deutsche sei, angeprangert habe. Die beiden deutschen Polizeibeamten hätten ihr bereits mit Umsiedlung gedroht und die Dienstmagd als zukünftige Pensionsinhaberin bezeichnet. So wie Frau Bodemar mir die Angelegenheit vortrug, hatte sie nichts Ungesetzliches getan, doch war sie der Rache und Ranküne der beiden Beamten ausgesetzt. Ich erteilte ihr den Rat, dem Polizeidirektor, bei dem es sich nunmehr um einen gewissen Gerthe handelte, die Angelegenheit vorzutragen, was sie nach anfänglichem Zögern auch tat.

Die beiden Meister wurden vom Polizeidirektor, in Gegenwart von Frau Bodemar, nach allen Regeln der Kunst zusammengestaucht. Etwa 14 Tage später reichten Klein und Laukien dann doch eine Anzeige gegen Frau Bodemar ein. Ich machte Inspektor Schrön darauf aufmerksam, dass in diesem Falle keine Zuwiderhandlung vorliege und die beiden Beamten lediglich aus einer niederen Gesinnung heraus gehandelt hätten. Der Zufall wollte es, dass die beiden gerade zu jenem Zeitpunkt ins Büro des Inspektors kamen, als ich dort anwesend war. Ich machte die beiden in Gegenwart von Schrön auf die Schändlichkeit ihrer Handlungsweise aufmerksam, wobei es zu einem solch heftigen Auftritt kam, dass es fast zu Gewalttätigkeiten gekommen wäre. Ich geriet in der Folge mit Klein nochmals hart aneinander, als er sich für Frau Bodemar gemeint, in dem Sinne äußerte: „und sie geht doch“. Gemeint war hiermit sonderzweifel eine Umsiedlung. In Gegenwart unserer luxemburgischen Mitarbeiterin, Frau Mach, nannte ich ihn bei dieser Gelegenheit einen Schuft, und ich drohte ihm, dass ich nach Berlin schreiben würde, im Falle wo er seine Ankündigung wahr mache.

Der Vorsteher der Abteilung Gastwirtschafts-Konzessionen, ein Inspektor Ganz, war eines Morgens verschwunden. Er hatte sich in der Nacht totgesoffen. Diese Abteilung wurde dann ebenfalls vom Vorsteher der Preiskontrolle, Schrön, übernommen und mir wurden die Konzessionen übertragen. Wenn ich auch bereits vorher unseren Mitbürgern in vielen Fällen helfen konnte, so war diese Gelegenheit mir nun erst recht geboten. Hier kamen die Schließungen der Gastwirtschaften in Frage, womit die Nazis sich so gerne abgaben, denn das Quälen der Luxemburger war für sie eine angenehme Sache und darunter fielen auch die Schließungen der Gastwirtschaften.

Zu dieser Zeit lief eine Sache, derzufolge 42 Gastwirtschaften auf dem Gebiete der Stadt Luxemburg geschlossen werden sollten. Es war eine heikle Angelegenheit, und es machte mir viel Kopfzerbrechen, auf welche Weise ich diese Geschichte aus der Welt schaffen konnte. Nun, ich ließ die Anklagen mal einige Monate schlummern, bis sie verlangt wurden. Es war ein ziemlich umfangreiches Aktenbündel, mit allen möglichen Gutachten über die aufgezählten Betriebe, deren Inhaber natürlich alle als deutschfeindlich bezeichnet wurden. Die Polizeiberichte, ausschließlich von deutschen Beamten aufgestellt, lauteten alle in diesem Sinne und ebenfalls die Berichte des Kriminalpolizei-Gewaltigen, Polizeirat Schmit, der lieber sofort alle Luxemburger erschossen hätte. Nun als die Akten angefordert wurden, waren alle „schmutzigen“ Berichte verschwunden und die Sache sah schon viel besser aus. Ich konnte nun die gesetzliche Unzulässigkeit des Vorhabens in die Waagschale werfen und dies tat ich dann auch in reichlichem Masse, und zwar so, dass die ganze Sache abgeblasen wurde. Ich hatte 42 luxemburgische Familien vor vielem Verdruß und Elend gerettet. Alle diese Leute wußten nicht, was man gegen sie vorhatte und es war auch gut so, denn hierdurch wurde ihnen viel Ärger erspart.

Zu jener Zeit als mir die Bearbeitung der Konzessionen übertragen wurde, hatten die Nazibrüder gerade die Gastwirtschaften „Münchener Kindl“ und „Bouronne“ geschlossen. Da diese Sachen sehr interessant sind, lohnt es sich, etwas näher darauf einzugehen.

Das „Münchener Kindl“ hatte der damalige Polizeidirektor Gerthe schließen lassen, da man ihm angeblich am Telefon mitgeteilt hatte, es würden sich in besagtem Café deutschfeindliche Elemente treffen. Daraufhin erfolgte die Schließung „blitzschnell“ so wie es bei diesen Leuten hieß. Es musste dann aber gleich das Verfahren der Konzessions-Entziehung eingeleitet werden, was in meinen Bereich fiel.

Nach deutschem Recht musste dieses Verfahren rechtlich und materiell begründet werden. Die ganze Sache aber hinkte bedenklich. Ich begab mich zum Polizeidirektor und fragte ihn, wie er sich die rechtliche und materielle Begründung denn vorstelle, da nichts Greifbares vorliege? Ich machte ihn unverhüllt auf die Gesetzlosigkeit aufmerksam und wies ihn auf den Paragraphen über die Zivilverantwortlichkeit hin.

Der Mann hatte verstanden und die Sache war erledigt. Das „Münchener Kindl“ wurde sofort wieder geöffnet und der Freylingesch Jos strahlte vor Freude. Ähnlich ging es bei „Bouronne“ zu. Hier lag eine schriftliche Klage der Schließungsmaßnahme zugrunde. Der allbekannte, den Luxemburgern schlechtgesinnte Zeitungsmann Gerlach hatte gegen „Bouronne“ geschrieben, da seine Frau angeblich beim Kaffeetrinken in diesem Hause schlecht behandelt worden wäre. Die Sache war natürlich auf den deutschfeindlichen Karren geladen worden. Ich fragte im Hause „Bouronne“ nach, wie die Sache eigentlich verlaufen sei, und ich fand heraus, dass Gerlach nur Verdrehungen der Tatsachen geschrieben hatte. Ich ersuchte den Abteilungsleiter Schrön, den Inhaber des Hauses „Bouronne“ über den Hergang verhören zu lassen, denn ich wußte, dass dabei nichts herausfallen würde und so war es auch. Resultat, wie bei Freylinger.

Einige Tage später schrieb Gerlach an unsere Dienststelle, und er erkundigte sich, wieso es käme, dass dieser Betrieb wieder geöffnet hätte?, er würde die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Aber es blieb bei der Wiedereröffnung. Die Ursache der Schließung konnte dem Gesetzestext nicht standhalten. Jedesmal schlug ich sie mit ihren eigenen Gesetzen, was daher kam, dass es sich durchwegs um schlechte Beamte handelte, welche die erwähnten Maßnahmen ergriffen. Alle luxemburgischen Beamten, mit wenigen Ausnahmen, waren diesen Nazibrüdern haushoch überlegen, und das war ein Glück für unsere Mitbürger. Eines Tages hatte ich einige Stempel in einem Schrank gefunden. Diese Stempel stammten von unserem früheren Polizeikommissariat und waren von den Deutschen beiseite geschafft worden. Einen Stempel, und zwar den des Polizeikommissars, nahm ich an mich und übergab ihn dem Kameraden Glesener, der ihn weiterleitete, um unseren Jungens zu den nötigen Papieren zu verhelfen. Falls etwas in unsere Hände fiel, was Luxemburger kompromittierte, musste es verschwinden und verschwand auch, wenn nur die Möglichkeit bestand. Die gute Frau Germaine Mach, hatte darin ebenfalls eine lobenswerte Fertigkeit entwickelt, was sie umso leichter konnte, als sie im Korrespondenzbüro tätig war. Das Beschwerliche aber war, dass sie neben einem „schlechten Luxemburger“ saß (M..... aus Finsterthal).

Eines Tages hieß es, die Gestapo habe den Feinbäcker Léon Koob und den Kolonialwarenhändler Jules Kuhn verhaftet. Außerdem würde sie nach unserem Kollegen Graas fahnden. Graas aber hatte von der Sache Wind bekommen und war verschwunden. Die Nazis sind seiner nie habhaft geworden. Wir alle, die in der Polizeidirektion tätig waren, wußten um was es sich handelte. Die Sache war sehr schlimm und es bestand die Gefahr, dass sie weite Kreise ziehen könnte. Graas nämlich besorgte immer die deutschen Stempel für die Ausweise unserer Jungens, die

untertauchten. Unser Kamerad Holtz war hierbei ebenfalls massgeblich beteiligt. Wir alle wußten darum, weshalb alle zitterten, vor dem, was auf uns zukommen könnte. Dadurch aber, dass Graas nicht von der Gestapo geschnappt werden konnte, war die Kette unterbrochen.

Die Nazis hatten wohl eine Ahnung, doch fehlte ihnen jeglicher Beweis. Wir sollten trotzdem nicht ungeschoren davonkommen, denn Ende 1944 kam eines Tages die Überraschung. Alle Luxemburger, die auf der Polizeidirektion tätig waren, mit Ausnahme der wenigen Deutschfreundlichen, wurden nach dem Ruhrgebiet bez. dem westfälischen Industriegebiet abgeschoben, und zwar musste jeder am 1. April an seinem Bestimmungsort anlangen.

Es lag alles rechtsrheinisch, d.h. in dem bombengefährdesten Gebiet; sie dachten in diesem Gebiet würden wir alle draufgehen. Dass dies im Plane der Nazis lag, dürfte durch folgenden Vorfall seine Bestätigung finden. Eines Tages traf ich in Hamm (Westfalen) mit einem deutschen Polizeibeamten namens Kremer zusammen, der vorher in Luxemburg auf der Polizeidirektion beschäftigt war. Kremer äußerte sich folgendermaßen: « Sie werden niemals mehr nach Luxemburg zurückkommen, worauf Sie sich verlassen können. Am besten verkaufen Sie alles in Luxemburg, bevor es zu spät ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen, aber ich darf nicht, ich weiß Bescheid ». In der Folge dachte ich viel und oft über diese Äußerungen nach.

Mein Standort war Hamm in Westfalen. Auch unser Kamerad Wohlfart musste dorthin. Wohlfart wurde auf der Polizeidirektion beschäftigt, während ich einem Luftschutz-Gerätelager zugewiesen wurde, um eine Kartei zu führen. Das Lager war in einer Holzbaracke außerhalb der Stadt untergebracht und sah eher aus, wie ein Gefangenenlager. Es handelte sich auch diesmal um eine entehrende Beschäftigung, die mir zugewiesen worden war. Auch diese Tatsache bestätigte die absichtliche Verschleppung. Am 21. April 1944, gegen 6.30 Uhr erfolgte ein phantastischer Bombenangriff auf Hamm. Er wurde von 2000 Flugzeugen ausgeführt und dauerte mehr als eine Stunde. Nicht weit vom Bahnhof befand sich ein alter Brauereikeller, wo Wohlfart und ich Zuflucht suchten. Die schweren Bomben fielen in Massen. Das Licht im Keller ging aus und 800 Menschen saßen im Dunkeln, durcheinander gerüttelt von den Explosionen der Bomben. Dies war für uns die Feuertaufe und ließ eine schwarze Zukunft erahnen. Als wir den Unterstand verließen, lag das gesamte Bahnhofsviertel in Trümmern und ringsum war alles in Rauch und Flammen gehüllt. Eines Tages, etwa im Juli oder August bekam Wohlfart den Befehl, sich zur ärztlichen Untersuchung zu begeben, da er in die Wehrmacht eingezogen werden sollte. Er gehörte dem Jahrgang 1924 an. Es gab große Aufregung unter uns, und wir zerbrachen uns den Kopf, wie an der Sache vorbeizukommen wäre. Auf Umwegen bekam Wohlfart Pillen, welche die Gelbsucht auslösen sollten. Wohlfart schluckte die Pillen und bekam auch prompt die Gelbsucht. Ein Arzt untersuchte ihn gründlich und verordnete ihm Medikamente. Kamerad Wohlfart nahm nichts davon, sondern schluckte auch weiterhin seine Gelbsuchtpillen. Auf diese Weise gelang es ihm, sich eine Zeitlang halten zu können. Doch eines Tages geschah etwas Unerwartetes. Es wurde nämlich den Polizeistellen und den Ärzten bekannt gemacht, dass das Schlucken von Gelbsuchtpillen in Luxemburg an der Tagesordnung wäre und die Gestapo mit der Sache betraut sei. Eine dumme Geschichte, die jedoch bei uns in Hamm, im Sande verlief. Wohlfart befand sich in einem Büro, wo Pässe ausgestellt wurden. Dort hatte er sich einen Blankopass angeeignet und diesen bereits vollständig auf seinen Namen ausgefüllt. Natürlich handelte es sich um einen deutschen Reisepass. Wohlfart wollte mit Hilfe dieses Ausweises nach der Schweiz entkommen. Wir überlegten und überlegten und gelangten zum Schluss, dass die Sache allzu gefährlich sei und nicht in Frage käme. Es bedurfte nämlich des Visas eines Schweizer Konsuls und das war ein Deutscher in Köln. Dies war schon ein bedenklicher Umstand. Und dann kam hinzu, dass Devisen herbeigeschafft werden mussten.

Diese auf einer deutschen Bank zu beziehen, war schon äußerst gefährlich, da man den Pass mit Visa vorlegen musste. Außerdem war zu befürchten, dass die Bank vor jeder Herausgabe von ausländischem Geld, Nachfrage bei der Polizei halten würde. Die Sache war demgemäß nicht durchführbar. Wohlfart aber hatte den Pass entwendet, der mit einer laufenden Nummer versehen war. Wird das Fehlen des Passes bemerkt, womit zu rechnen war, dann kam nur Wohlfart für den Diebstahl in Frage. Wieder das angstvolle Abwägen aller Umstände. Nun der Pass wurde verbrannt und wir streuten die Asche in alle Winde. Auf diese Weise war bei einer eventuellen Durchsuchung nichts zu finden und gegebenenfalls musste alles abgestritten werden. Das Fehlen des Passes wurde nicht entdeckt, so dass nichts erfolgte. Trotzdem erhielt Wohlfart den Befehl, sich umgehend nach Dresden in Marsch zu setzen, um dort in einer Kaserne der Wehrmacht einquartiert zu werden. Heimlich fuhr Wohlfart noch nach Luxemburg, zu seiner Familie. Seine ungenehmigte Heimreise wurde jedoch entdeckt und man machte Wohlfart nach seiner Rückkehr die heftigsten Vorwürfe. Sonst erfolgte jedoch nichts, denn Wohlfart war durch seine Versetzung nach Dresden zur Genüge bestraft.

Während dieser Zeit kam auch unser Kamerad Welter aus Litauen, in Hamm an. Ende August gelang es ihm, heimlich nach Hause zu gelangen, gerade zu dem Zeitpunkt, als die deutsche Front im Westen zusammenbrach. Welter hatte das große Glück gerade um diese Zeit zu Hause zu sein, und es ist wohl selbstverständlich, dass er nicht mehr nach Hamm zurückkam. Am 29. August 1944 schrieb ich noch einen Brief an meine Frau; dieser Brief kam jedoch mit dem Poststempel des 31. August 44 zurück und trug die Aufschrift « zurück da keine Beförderungsmöglichkeit ». Jetzt wußte ich natürlich Bescheid. Anderntags wurde mir durch die Polizei mitgeteilt, Welter sei verhaftet worden, und zwar wegen Desertion. Ich glaubte nicht daran, und gab zu verstehen, dass man mir einen Bären aufbinden wolle. Daraufhin entgegnete mir der Polizeiinspektor: « Ich habe Ihnen das gesagt, Ihnen persönlich erteile ich den guten Rat, sich nicht zu entfernen. Sollten Sie jedoch dieses Vorhaben ausführen, dann werden Sie geschnappt; Sie werden nicht von hier wegkommen ».

Anderntags erschien bei mir die Polizei, und man entzog mir meine Ausweispapiere, mit dem Hinweis, dass ich andere bekäme. Ich bekam jedoch keine anderen Papiere, denn es gab ja einen Zweck bei der Sache, nämlich den, mir das Reisen unmöglich zu machen. Auf der Bahn wurden Zivilpersonen nicht befördert. Ich stellte mir die Frage, was nun? Heimkehren ?. Unmöglich, Strecke 400 Kilometer, den Rhein überqueren und dann zwei Fronten. Ein sicheres Zugrundegehen, also blieb mir nichts anderes übrig, als zu bleiben. Ich war nun allein als Luxemburger in Hamm, und ich sah keine Möglichkeit wegzukommen. So begann für mich ein unbeschreiblicher Leidensweg. Kollege Wohlfart schrieb mir noch einmal aus Dresden; dann hörte ich nichts mehr von ihm. Ich erfuhr dann, dass Welter, Holtz und Wohlfart wegen Desertion und Spionageverdacht von der Gestapo gesucht wurden. Für mich selbst zeichnete sich eine schwarze Zukunft ab

Am 28. Oktober 1944, um die Mittagszeit erfolgte ein schwerer Bombenangriff, bei dem auch mein Kosthaus restlos zerstört wurde. Ein Zimmer hatte ich in dem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Villenviertel gemietet. Dieses lag etwa 4 Kilometer vom Bahnhof entfernt, und ich dachte auch dort etwas vor den Bombenangriffen geschützt zu sein, worin ich mich allerdings gewaltig geirrt hatte. Dann hieß es eines Tages, dass alle Männer, gleich von wo und von welcher Nationalität, uniformiert und unter die Waffen gesteckt würden. Der Rest müsste zum Schanzengürtel. Eine Wehrmachtsuniform oder eine Waffe gegen unsere Befreier zu tragen oder sogar Schanzengürtel, das waren für mich Schreckensbegriffe. Nein, solches konnte niemals in Frage kommen. Lieber nahm ich alles andere Schwere auf mich, um daran vorbeizukommen. Leider gab es hierfür nur einen Ausweg und der hieß „ Untertauchen“ .

Die Leute in dem Haus, wo ich wohnte, waren ausgezogen, aufs Land, und ich war allein mit einem Holländer. Dauernd Alarm und Fliegerangriffe und je weiter die Zeit schritt desto verworrener wurde es in der Stadt.

Ich entzog mich möglichst allen Blicken, hatte mir einen Bart wachsen lassen und hinkte an einem Stock umher. Ich hatte fast keine Kleider und kein Schuhwerk mehr. Ein Landstreicher im wahrsten Sinne des Wortes. Kein Wasch- und kein Trinkwasser, kein Licht, keine Streichhölzer, nichts zu essen und nichts zu rauchen. Kein Zigarettenstummel konnte ich auf der Strasse liegen sehen.

Der Hunger quälte mich oft furchtbar, und ich war bereits zufrieden, wenn ich ein wenig Brot hatte, um den Hunger zu stillen. Trinkwasser holte ich mir auf einem durch Bomben aufgewühlten Friedhof, wo sich eine Pumpe mit der Aufschrift „kein Trinkwasser“ befand. Der Durst konnte mich jedoch nicht davon abhalten, auf diese Mahnung zu achten. So fristete ich mein Leben in einem unbeschreiblichen Elend. Mein ganzes Trachten und Sinnen hatte einzig und allein zum Ziel, meine Familie wiederzusehen.

Oft überkam mich ein derartiges Heimweh, dass ich in Tränen ausbrach. Ich war oft der Verzweiflung nahe, und ich muss gestehen, dass falls ich keine Familie gehabt hätte, ich die Sache « kurz » gemacht hätte. Eines sonntags nachmittags, gegen fünf Uhr, als ich nach einem Alarm den Luftschutzkeller verließ wurde ich auf der Strasse von drei Gestapobeamten angehalten, die mir auf den Kopf zusagten, dass ich ein Spion sei. Eine schwere Anschuldigung, die mich jedoch in Anbetracht meines kläglichen Zustandes nicht besonders aus der Fassung brachte. Als ich sie fragte, ob sie Beweise für ihre Bezeichnung hätten, forderten sie mich auf, meine Papiere vorzuzeigen. Ich gab ihnen zur Antwort, dass meine Papiere sich bei der Polizei befinden würden, wobei ich nicht versäumte ihnen hierüber die näheren Details zur Kenntnis zu bringen. Mit der Bemerkung: « Wir werden das überprüfen » entfernten sie sich. Ich habe nichts mehr von ihnen gehört.

Nun wollte es der Zufall, dass ich einige Tage nach Neujahr die Bekanntschaft einer deutschen Familie machte, die am Ostende von Hamm wohnte, wo noch nicht viel zerstört war. Es handelte sich um einen Drogisten, namens Karl Weber, mit seiner Frau und seiner 16jährigen Tochter. Diese Leute hatten Mitleid mit mir, und sie ließen sich mit mir in ein Gespräch ein. Im Laufe unserer Unterhaltung schälte sich heraus, dass dieser Herr Weber ein engagierter Antinazi war. Nach anfänglichem Misstrauen, seiner Person gegenüber, konnte er mich allerdings von seiner Haltung überzeugen, als er mir einen Gefängnis-Entlassungsschein vorzeigte, aus dem hervorging, dass er wegen seiner antinazistischen Gesinnung inhaftiert gewesen war. Außerdem besaß er mehrere Schreiben von französischen Offizieren, die ihm ein loyales Verhalten anlässlich der Rheinland-Besetzung bescheinigten. Dies alles waren erfreuliche Tatsachen, aber sie vermittelten mir noch kein volles Vertrauen, so dass ich vorerst noch Vorsicht walten ließ. Diese Familie ließ mir dann heimlich Lebensmittel zukommen, soviel sie eben entbehren konnte oder sie brach sie sich selbst ab.

Es stellte sich heraus, dass ich es hier mit sehr ordentlichen Leuten zu tun hatte, wie sie in dieser Zeit in Deutschland selten anzutreffen waren. Ich war vom Hungertod gerettet, und dies war für mich eine echte Wiederbelebung. Ich muss hier allerdings noch bemerken, dass es sich bei der Familie Weber um eine echt katholische Familie handelte, die wohl durch diese Einstellung zu wohltätigen Handlungen bewegt wurde, wie sie mir erklärte.

Ich fand diese Tatsache bestätigt, und ich konnte nur sagen, dass mir großes Glück widerfahren war. Ich bin diesen Leuten zu größtem Dank verpflichtet, denn sie haben mir das Leben wirklich gerettet. Ohne die Familie Weber wäre ich restlos verloren gewesen.

In der Folge erlebte ich noch unzählige Luftangriffe auf die Stadt Hamm, die diese immer mehr zum Trümmerfeld werden ließ. Ich konnte mich in den kommenden Wochen von der Verzweiflung der Bevölkerung überzeugen, und dies bis zur endgültigen Demoralisierung.

Ostersamstag, gegen 7 Uhr abends fielen die ersten Granaten auf das Stadtgebiet. Stadt kann man wohl nicht mehr sagen, denn eine solche war nicht mehr da. Der Beschuss wurde immer intensiver. Die Schlacht um Hamm hatte begonnen. Für mich eine schaurige aber dennoch zuversichtliche Zeit, wußte ich doch, dass meine alsbaldige Befreiung bevorstand. Ich hatte mich im Osten der Stadt, in einen Bunker zurückgezogen. Ich kauerte auf dem Boden in einer Ecke, wie ein Hund. In dieser Lage sollte ich 5 Tage lang verharren, kaum glaubhaft, aber wahr. Die Beschießung der Stadt war fürchterlich. Unser Bunker wurde elfmal von Granaten getroffen. Er hielt zwar stand, aber das Gefühl war alles andere als angenehm und die Zukunft so dunkel, dass ich schon so gut wie ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Ich dachte, dass ich wohl kaum das Tageslicht noch lebend erblicken könnte. Die im Bunker anwesenden Personen kannte ich ja so ziemlich alle, so dass ich mich in ihr Gespräch und in ihre Kritiken mit einmischen konnte. Fast alle Anwesenden waren Nichtnazis. Von 130 Personen, die regelmäßig im Bunker Zuflucht suchten, waren 12 Nazis, die jedermann kannte, doch in der letzten Phase wurde auf diesen Umstand keine Rücksicht mehr genommen. Die Stimmung gegen die Nazis und gegen die Wehrmacht wurde immer feindlicher. Ich glaube, es war dienstags nachmittags, als es zu einer zweistündigen Feuerpause kam. Von der Strasse aus wurde gerufen: « die Schlacht um Hamm ist beendet, ihr könnt alle nach Hause gehen ». Dieser Ausruf wurde dann widerrufen und es hieß, dass die Stadt bis zum letzten Mann verteidigt würde. Dies teilte uns der Kreisleiter mit, der kurze Zeit vorher in den Bunker gekommen war. Man gab Anweisung, die Leute möchten den Bunker verlassen und sich auf die Strasse nach Una begeben, wo der Feind angeblich noch nicht war.

Tatsache aber war, dass die Amerikaner auch diese Strasse bereits eingenommen hatten, also eine Gemeinheit ohne gleichen von diesem Schuft, die Leute weiterhin der Gefahr preiszugeben. Dann sollten die Bunker plötzlich von SS besetzt werden. Viele Leute fragten mich, was sie tun sollten, und ich redete ihnen zu, unter allen Umständen im Bunker zu verbleiben. Unter den Frauen hob sich besonders eine Frau Dickhöfer hervor, welche auf den Kreisleiter und seine Begleiter zueilte, wobei sie lautstark äußerte: « Hängt sie auf, die Schufte, schneidet ihnen den Hals ab ». Diese Helden aber zogen es vor, in einem bereitgestellten Auto eiligst zu verschwinden. Als das Feuer der Amerikaner wieder einsetzte, suchten sie wieder alle Schutz im Bunker, und dies trotz der Aufforderung des Kreisleiters. Plötzlich verstummte das Feuer; die Leute verließen den schützenden Bunker nur zögernd. War es zu Ende, oder ging die Schlacht noch weiter?

Niemand wußte es! Ich hatte den Frauen zugeredet, sich um die Hissung einer weißen Fahne auf dem Bunker zu bemühen, da ja sonst der gesamte Ortsteil zerstört würde. Obschon eine solche Handlung von den Nazis mit dem Strang bedroht war, gelang es einigen beherzten Frauen, die Männer dazu zu bewegen die weiße Fahne anzubringen. Diesem Beispiel folgten die anderen Unterkünfte. Dann hieß es plötzlich: « Die Schlacht ist zu Ende, die Deutschen haben die Stadt (Trümmerhaufen) übergeben. Vor dem Bunker sammelten sich die Leute. Kein Soldat, weder ein Deutscher, noch ein Amerikaner war zu sehen. Dann wurde ich auf einen deutschen Soldaten aufmerksam, der auf sein Fahrrad gestützt, sich mit einigen Frauen in etwas aufgeregtem Zustand unterhielt. Ich hörte, dass der Soldat seinen Zuhörern klarzumachen versuchte, die Amerikaner könnten noch nicht über den Kanal, da dieser noch von einer Abteilung seiner Kameraden verteidigt würde.

Ich trat hinzu und gab dem Soldaten zu verstehen, dass die gesamte Garnison bereits abgerückt sei, so dass er gut daran täte, seine Kameraden zu verständigen, dass eine weitere Verteidigung sinnlos sei. Der Soldat schaute sich einmal verwundert um, schwang sich dann auf sein Fahrrad und fuhr in aller Eile dem Kanal zu. Er muss wohl in diesem Sinne auf seine Kameraden eingewirkt haben, welche die Verteidigung schon alsbald einstellten. Ich glaube, sie haben sich restlos ergeben. Die Schlacht um Hamm, welche fünf Tage dauerte, hatte hiermit ihr Ende gefunden. Plötzlich hieß es « Die Amerikaner werden sofort hier erscheinen ». Oh, welch beglückendes Gefühl. Ich war befreit, war noch am Leben und durfte hoffen, baldmöglichst zu meiner Familie zurückkehren zu dürfen. Das innerliche Freudegefühl, von dem ich übermannt wurde, machte sich in heißen Tränen Luft. Während 5 Tagen ohne Nahrung und Wasser auf dem Boden zu kauern, hatte mich in einen unbeschreiblichen elenden Zustand versetzt. Die Toiletten waren alle verstopft, Trinkwasser reichte man in Tropfen. Ich war in einem total erschöpften Zustand, die Blase schmerzte, die Beinmuskeln waren erschlafft und jeder Schritt tat mir weh. Es dauerte mehrere Tage, bis dieses Unbehagen verschwunden war. Als ich mich bei der Familie Weber im Spiegel betrachtete war ich über mein Aussehen zutiefst erschrocken. Außerdem starrte ich vor Schmutz. Im Hause Weber konnte ich mich dann allerdings waschen und rasieren. Ich konnte die Überraschung bei meinen Wohltätern erkennen, als ich mich ohne Bart und sauber bei ihnen präsentierte. Ich bekam zu essen und konnte meinem Körper endlich mal genügend Wasser zuführen. Auch konnte ich wieder eine Nacht, in einem Bett ruhig schlafen, was seit Hälfte Dezember nicht mehr der Fall gewesen war. Dies ist in Kürze mein Leidensweg, den ich diesen Nazibestien zu verdanken hatte. Ich nahm mir fest vor, niemals wieder ein Schritt über die Grenze dieses Landes zu tun. Meine Befreiung war gekommen, nun ging es darum, den Heimweg zu finden. Wenn ich geglaubt hatte, dies wäre eine Frage von kurzer Zeit, so hatte ich mich geirrt. Zwei Tage nachdem die amerikanischen Truppen eingezogen waren, versuchte ich, mit dem Kommandanten in Verbindung zu treten. Ich eilte vorerst mal längere Zeit umher, um dessen Standort ausfindig zu machen. Endlich hatte ich sein Hauptquartier gefunden.

Ein Haufen deutscher Beamten war dort tätig und ich traf jedesmal auf einen von ihnen, wenn ich meinen Wunsch äußerte. Dies wurde mir schlussendlich doch etwas zu ärgerlich, so dass ich schlussendlich mit lautstarken Argumenten bis zum Adjutanten des Colonel vordringen konnte. Bei diesem Mann handelte es sich um einen Kanadier, der sehr gut französisch sprach. Nachdem ich mich vorgestellt hatte und meine Situation erklärt hatte, bat ich ihn um alsbaldige Heimbeförderung. Der sehr zuvorkommende Adjutant gab mir zu verstehen, dass ich noch etwas Geduld aufbringen müsse, da die Eisenbahn noch außer Betrieb sei und es im Augenblick noch kein anderes Beförderungsmittel gäbe. Diese Wartezeit betrug noch drei Wochen. Dann erteilte der amerikanische Offizier mir den Rat, mich in ein französisches Lager zu begeben und mit dem ersten Transport von Franzosen mitzureisen. Ich sprach in dem betreffenden Lager vor, wo es Franzosen und Belgier gab. Nachdem ich meine Situation auch dort erklärt hatte, wurde ich von Kommandant Paul Tourdeux aus Paris aufs Freundlichste aufgenommen. Nach etwa 10 Tagen konnte ich mich dann einem Transport anschließen, der mich über Münster nach Holland, dann durch Belgien und schlussendlich nach Luxemburg brachte. Die Ankunft in der Stadt Luxemburg erfolgte am Sonntag, den 13. Mai 1945, um 6 Uhr nachmittags.

Nachdem ich wieder bei meiner Familie war, überkam mich ein grenzenloses Glücksgefühl, wie ich es bisher noch nie gekannt hatte. Noch oft habe ich mich gefragt, wie es überhaupt möglich war, dass ich mit dem Leben davonkam, obwohl ich oft am Ende war. Jedenfalls habe ich der Familie Weber unendlich viel zu danken.

Michel B e r n a r d, im Juni 1945 (Fortsetzung folgt)

DIE GEISELN von ETTTELBRUCK

Jos Schiltz

Kurz vor dem für Luxemburg so folgenschweren 10. Oktober 1941, passierte in Ettelbrück folgendes:

Am Kirmessonntag, den 5. Oktober musste auf höheren Befehl hin ein Fussballtreffen zwischen Ettelbrück und Wiltz zugunsten des Winterhilfswerkes ausgetragen werden. Zur Zeit des Tages war das Spielfeld von vielen mächtigen Masten mit meterlangen Hakenkreuzfahnen umsäumt worden. Am darauffolgenden Morgen aber waren die Fahnen verschwunden, abgerissen und schwammen auf der nahen Alzette fort: „Heim ins Reich“. Kreisleitung und Gestapo bemühten sich den ganzen Tag über die „ruchlosen“ Täter, die die Ehre des Großdeutschen Reiches in der gemeinsten Weise beschmutzt hatten, zu ermitteln. Vergebliche Mühe !

Am Abend äußerte der Ortsgruppenleiter sich: „Morgen werden viele nicht mehr lachen“ und tatsächlich, am Dienstag, den 7. Oktober wurden 21 Ettelbrücker Bürger dringend zur Dienststelle der Polizei gerufen, selbstverständlich ohne Angabe des Zwecks. Die nicht zu Hause Angetroffenen wurden per Polizeiauto abgeholt.

Im Kittchen, wo die 21 Geiseln vorerst eingesperrt wurden, herrschte anfangs gute Stimmung und man belachte weidlich das Missgeschick von verschiedenen « Eingeladenen » die frisch vom Handwerk weggeschnappt worden waren. Ein Bäckermeister erschien mehlbepudert, in weißer Hose und ärmellosem Unterkleid; ein anderer im Kittel, noch ein anderer im Galakleid, mit steifem Hut. Ihn hatten die Hächer von einer Familienfeier abgeführt.

Gegen 15 Uhr fuhren die inzwischen sattsam bekannten grünen Privatwagen mit dem gefürchteten-berüchtigten Schild „POL“ vor. Nebenbei bemerkt, hatten die Luxemburger, gleich nach der Einführung der Zivilverwaltung über die große Anzahl dieser Wagen gestaunt und hatten in aller Unschuld die Abkürzung POL mit Polen übersetzt und sich über die zahlenmäßige Bedeutung des polnischen Beutegutes ihre Gedanken gemacht. Die wahre Bedeutung des Schildes „POL-Polizei“ sollten sie nur allzubald erfahren.

Unsere 21 Ettelbrücker wurden in die Wagen verladen und abgeführt, wohin, das wußte zunächst keiner. Aber die anfangs übermütige Laune war inzwischen merklich abgeflaut, sie fiel unter den Gefrierpunkt, als man im Gefängnis in Stadtgrund eingeliefert und von einem waschechten, vierschrotigen preußischen Wächter in Empfang genommen wurde.

Während der Personalien-Eintragung versuchten einige mit ihren Nebenmännern zu sprechen, aber sie wurden barsch angeschnauzt: „Maul halten, hier hat eisige Ruhe zu herrschen, sonst werden wir Ihnen den Aufenthalt gründlich versauen“.

An den beiden folgenden Tagen lernte jeder einzelne in der Villa Pauly die Methodik der Gestapo-Verhöre kennen. Man kam über die Umstände der Fahnenentweihung ins Kreuzverhör und musste zuletzt seine Einstellung zur neuen Ordnung bekennen. Dieselbe erwies sich, wie sich später herausstellen sollte, als reichlich unbefriedigend. Inzwischen kam der für Luxemburg so verhängnisvolle 10. Oktober 1941, mit der ersten Großniederlage des Gauleiters.

Die luxemburgischen Gefängniswächter - deren mutige, selbstlose Hilfsbereitschaft nie genügend hervorgestrichen werden kann - hatten den Häftlingen schon morgens vor dem obligaten täglichen Rundlauf zugeflüstert, das geplante Referendum sei kläglich abgeblasen worden, der Gauleiter erleide einen Tobsuchtsanfall nach dem anderen und stoße die schlimmsten Drohungen aus.

Am gleichen Tag, Freitag, den 10. Oktober also, mussten alle 21 Häftlinge gegen 17 Uhr im Korridor des zweiten Stockwerks antreten und wurden durch unzählige Gänge in den Keller des Gefängnisses geführt. Kurz darauf erschienen zwei Gestapo-Männer, entnahmen ihrer Mappe ein Blatt und verkündeten den immer mehr „Verdatterten“:

Von heute an besteht offener Krieg zwischen uns und Luxemburg. Ihr werdet als Separatisten und Terroristen betrachtet und entsprechend behandelt. Falls bis 17. Oktober um 15 Uhr nachmittags der oder die Urheber nicht ermittelt sind, kommt ihr alle ins KZ und eure Frauen und Kinder werden nach Polen geschickt. Wir sind mit den Separatisten im Rheinland fertig geworden, wir haben bei uns den Kommunismus ausgerottet, wir werden auch mit einer Handvoll Luxemburger fertig werden ! Wer sich uns entgegenstellt, wird erbarmungslos vernichtet, darauf könnt ihr euch verlassen! Und zur vorläufigen Sühne hätte der Gauleiter den 21 Häftlingen eine Busse von 500.000 Reichsmark auferlegt, die solidarisch von allen zu tragen sei. Wie den Geiseln bei diesen Ankündigungen in dem düsteren Kellergewölbe zu Mute war, kann man sich leicht ausmalen. Mit schlotternden Knien mussten sie sich schriftlich zur Zahlung der Busse verpflichten und konnten sich dann in ihre Zelle zurückbegeben. Am 14. Oktober, gegen 15 Uhr wurden die Häftlinge urplötzlich entlassen, nachdem in der Villa Pauly jedem einzelnen ein Schriftstück folgenden Wortlauts ausgehändigt worden war:

Der Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg TPS 3062/41 II A.
Luxemburg, den 14. Oktober 1941

Aufgrund der dem Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg erteilten Ermächtigung bestimme ich folgendes:

Sie haben in Gesamtschuldnerschaft mit 19 weiteren Einwohnern aus Ettelbrück eine Busse in Höhe von insgesamt 500.000 Reichsmark bis zum 21. Oktober 1941 auf das Konto bei der Bank der deutschen Arbeit in Luxemburg für die Busseinzugsstelle beim Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg Abteilung IV zu entrichten.

Die Einzahlung hat zu erfolgen, wenn bis Freitag, den 17.10.1941 um 17 Uhr, die Täter nicht ermittelt sind.

G r ü n d e

In der Nacht zum 6. Oktober 1941 wurden auf dem Sportplatz in Ettelbrück von unbekanntem Tätern mehrere Hakenkreuzfahnen von den Masten gerissen und entwendet und damit die Ehre des großdeutschen Reiches in der gemeinsten und niederträchtigsten Weise verletzt. In Ettelbrück sind ähnliche Vorkommnisse wiederholt festgestellt worden. Nach einem Gutachten des Politischen Kommissars des Kreises Diekirch zählen Sie zu den einflussreichsten Gegnern der Neuordnung im Raume Ettelbrück. Sie haben durch ihre ablehnende Einstellung in weiten Kreisen der Bevölkerung in erheblichem Masse die Grundlage zur Auflösung separatistischer und terroristischer Aktionen geschaffen. Die Einziehung der Busse geschieht auf dem Verwaltungswege. Die Verfügung ist nicht anfechtbar.

Nachstehend nun die Liste der 21 Ettelbrücker Geiseln, mit der Angabe der einem jeden auferlegten Geldbusse:

o1.-	Dr. Angelsberg	Eugen,	Arzt	50.000
o2.-	Burkel	Nic	Bäcker	12.000
o3.-	Clesse	Léon	Gastwirt	25.000
o4.-	Hemmer	Carlo	Sekretär	3.000
o5.	Dr. Huberty	Nic	Arzt	20.000
o6.-	Kartheiser	J.P.	Architekt	nicht bekannt
o7.-	Jacoby	Victor	Beamter	10.000
o8.-	Kintgen	Emil	Notar	70.000
o9.-	Klein-Angelsberg	Jean	Kaufmann	30.000
10.-	Kurth	Henri	Schreiner	10.000
11.-	Meyers	Joseph	Drogist	25.000
12.-	Nicolay	Edouard	Beamter	5.000
13.-	Dr. Oberlinckels	Albert	Arzt	15.000
14.,-	Peiffer	Nic	Lohhändler	10.000
15.-	Pleger	Josy	Student	15.000
16.-	Posing	Marcel	Medizinstudent	5.000
17.-	Pütz	Henri	Kaufmann	30.000
18.-	Schonen	J.P.	Versicherungsagent	5.000
19.-	Walich	Jean	Unternehmer	50.000
20.-	Welter	Eugen	Zahnarzt	60.000
21.-	Wolff	Jean	Kaufmann	50.000

Am 20. Oktober 1941 ließ der Chef der Zivilverwaltung Abt. IV durch seinen Sonderbeauftragten, den berüchtigten Gauinspektor Ackermann eine Sperre über das gesamte Vermögen der zur Zahlung der Busse Verpflichteten anordnen: die Anordnung wurde in den Hypothekenämtern in Luxemburg und Diekirch hinterlegt, musste jedoch bereits am 8. November 1941 aufgehoben werden, um den Geiseln zu gestatten, die ihnen auferlegten Bußgelder aufzutreiben.

Escher Tageblatt, 1946

Der heute 94 Jahre alte Meyers Joseph, aus Ettelbück erinnert sich:
- Interview vom 4. Dezember 2000)

« Ich hatte die frühere Drogerie Zimmer, welche die Ecke Grand-rue - rue de l'Etoile bildete, im Jahre 1935 übernommen. Die Besetzung unseres Landes, am 10. Mai 1940, habe ich selbstverständlich von meinem Geschäft aus miterlebt, denn an diesem denkwürdigen Tage und noch Tage danach zogen deutsche Kolonnen, aller Waffengattungen durch Ettelbrück, an meinem Geschäft vorbei. Ich hatte damals einen erheblichen Vorrat an Seife angelegt, welcher in diesen Tagen jedoch arg zusammenschmolz. Die vorbeiziehenden Soldaten gaben sich die Klinke in die Hand, um bei mir Seife zu kaufen, so dass mein Vorrat schon bald zu Ende ging. Nach dem Einmarsch war es dann einige Zeit ruhig, bis man mir dann eines Tages, es kann dies Ende 1940 gewesen sein, meinen Personenkraftwagen, einen Skoda mit Schiebedach, ohne weitere Formalitäten mit Beschlag belegte.

Es ist möglich, dass es im Oktober 1941 war, als ein Fussballtreffen zugunsten des Winterhilfswerkes hier in Ettelbrück ausgetragen wurde. Ich kann mich nur noch erinnern, dass einige Tage nach diesem Treffen hier in Ettelbrück das Gerücht zirkulierte, dass bei dieser Gelegenheit deutsche Fahnen heruntergerissen worden waren. Man hatte die Fahnen angeblich in die vorbeifließende Alzette geworfen. Ich selbst hatte mir dieses Fußballspiel nicht angesehen, so dass ich nur durch das Gerede der Leute von der Sache mit den Fahnen erfuhr. Ich glaube es war bereits am Tage nach diesem Fußballspiel, als gegen 10 Uhr morgens ein Wagen vor meiner Tür anhielt.

Drei Mann in gelber Uniform betraten mein Geschäft, und ich wurde in dem damals üblichen forschen Ton aufgefordert, ein paar Sachen einzupacken und mitzukommen. Ein Grund wurde mir nicht genannt. Nachdem ich einige Toilettenartikel in einen kleinen Koffer gepackt hatte, befahl man mir, in einem offenen Personenwagen Platz zu nehmen, und die Fahrt ging Richtung Luxemburg.

Ich kann mich noch erinnern, dass es mir unterwegs sehr kalt war, da wir mit offenem Verdeck fuhren. Unterwegs wurde überhaupt nicht gesprochen. In Luxemburg angekommen, ging die Fahrt nach dem Grundgefängnis, wo ich dann übergangslos eingeliefert wurde. Im Gefängnis hielten sich zu diesem Zeitpunkt bereits mehrere mir bekannte Einwohner aus Ettelbrück auf. Erst von diesen erfuhr ich den Grund unserer Festnahme; wir waren alle verdächtigt beim Fußballfeld die deutschen Fahnen heruntergerissen und in den Fluss geschmissen zu haben. Ich kann nicht mehr sagen, ob irgendeiner der Verhafteten, etwas von der uns vorgeworfenen Tat wußte; ich jedenfalls nicht.

Bei unserer Aufnahme im Gefängnis waren noch luxemburgische Aufseher dort beschäftigt, die uns sehr anständig behandelten. Wir kamen alle in Einzelhaft, so dass wir nur gelegentlich der Rundgänge im Hof, miteinander in Verbindung kamen. Ein paar Tage später wurden wir nach der Villa Pauly gebracht, wo wir einem Verhör unterzogen wurden. Ich wurde von einem noch ziemlich jungen Mann vernommen, der mich wissen ließ, dass ich in Ettelbrück durch meine offensichtliche Antipathie gegenüber den deutschen Besatzern aufgefallen wäre. Im Übrigen behandelte dieser Mann mich sehr korrekt, denn er gab mir den Rat, mich in Zukunft zu fügen und mich nicht durch deutschfeindliche Aktivitäten bemerkbar zu machen. Der Beamte erklärte mir noch, er selbst sei Österreicher und müsse sich ebenfalls in die Neuordnung fügen. Im Laufe dieser Vernehmung wurde mir klar, dass es in Ettelbrück deutschgesinnte Luxemburger gab, durch die ich auf die Liste der Verdächtigen gekommen war.

Ein Ettelbrücker Bürger, den ich allerdings nicht nennen möchte, war einmal in meinem Geschäft vorstellig geworden, und er hatte sich zu Drohungen gegenüber meiner Person hinreißen lassen. Meine Vernehmung im Dienstzimmer der Gestapo wurde niedergeschrieben, und ich musste meine Aussagen unterzeichnen. Während ich mich im Flur der Villa Pauly aufhielt, wurde ich auf andere Verhaftete aufmerksam, welche offensichtlich misshandelt aus den jeweiligen Vernehmungszimmern in den Gang traten. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass einer von uns Ettelbrückern beim Verhör misshandelt wurde. Nach diesem Verhör, das übrigens das einzige war, wurden wir wieder ins Gefängnis zurückgebracht.

Nach einigen Tagen kursierte das Gerücht, wir kämen alle nach Hinzert und würden dort erschossen. Man kann sich ja vorstellen, wie es unter diesen Umständen mit unserer Moral aussah. Dann jedoch kam die Nachricht, wir würden entlassen, doch müssten wir eine ziemlich hohe Geldbusse zahlen. In der Tat ließ unsere Entlassung nicht lange auf sich warten, so dass wir bereits einige Tage später nach Hause zurückkehren konnten. Tage später bekam ich dann den amtlichen Bescheid, dass mir eine Busse von 25.000 Reichsmark auferlegt worden wäre, die auf ein bestimmtes Konto einzuzahlen sei. Obschon ich mit der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu tun hatte, bezahlte ich das Geld. Wer die eigentlichen Urheber dieser Fahnengeschichte waren, weiß ich bis heute noch nicht.

Es mag dann Anfang 1942 gewesen sein, als mein Geschäft in Ettelbrück übergangslos geschlossen wurde. Siegel wurden sogar angelegt, und ich wurde nach Trier versetzt, wo ich in der dortigen Wolfs-Apotheke dienstverpflichtet war.

Am 30. August 1944, wenige Tage vor unserer Befreiung, gelang es mir, Trier zu verlassen und ich kam mit dem Fahrrad nach Ettelbrück zurück.